

Zum fünfzigjährigen Abiturjubiläum der 13b

Es hat gerade zu regnen begonnen, als fast fünfzehn ehemalige Schüler des Gymnasium Steglitz die Schule über den Haupteingang betreten; neun Jahre lang waren sie in derselben Klasse. Sie scheinen tatsächlich noch eng miteinander verbunden zu sein, zwei sind sogar verheiratet. Es ist der erste Programmpunkt eines Wochenendes, auf das noch ein gemeinsames Frühstück, eine Spreefahrt und eine Abschlussfeier in der Schwartzschen Villa folgen sollen.

Zuerst aber zieht der Vertretungsplan das Interesse an; was bedeutet WK2? Frau Lükemann erklärt die Schule im Schnellüberblick. Dann geht es zu den ehemaligen Klassenräumen – wie schön, dass es die Kalkwände noch gibt –, in die Turnhalle – an denselben Seilen wurde angeblich schon vor fünfzig Jahren geturnt –, das Otium: Man stellt höchst enttäuscht fest, dass ein Schüler bei seinen Hausaufgaben weder mit Latein noch Griechisch, vielmehr mit Mathe beschäftigt ist.

Und gibt es andere Probleme an der Schule? Damals schon, meinen die „Alumni“: „Es wurde gestritten über die Aufstellung eines Cola-Automaten und über die allgemeine Politisierung.“ „Das kann man sich heute wohl gar nicht mehr vorstellen: Da gab es wirklich die Rote Zelle Gymnasium Steglitz, die sich auch untereinander bekämpft hat; die einen Maoisten, die anderen Marxisten, Leninisten...“ „Als Nixon nach Berlin kam, haben wir die Schule verlassen; das hat einen Riesenkrawall gegeben und wir wurden zum Rektor zitiert und so weiter.“

„Wir hatten einen Klassenlehrer, Dr. Friedrich, bei dem wir zehn Stunden in der Woche Latein und Griechisch hatten, das war wunderbar!“ „Ansichtssache“, murmelt jemand einen Tisch weiter. „Ich schätze aber sehr die Allgemeinbildung, die man an dieser Schule erlangt hat. Das war auch der Grund, wieso ich trotz Latein und Griechisch nicht die Schule gewechselt habe.“ „Latein ist so logisch, und diese Logik zieht sich durch alles, was ich später mal mitgenommen, wieder gelernt und neu gelernt habe. Das schätzt man erst hinterher.“

Zuletzt noch die Frage, was man den heutigen Schülern mitgeben wolle. Allgemeines Stöhnen; endlich eine zitierbare Antwort: „Ich denke, dass es für euch jetzt wichtig ist zu verstehen, was Werte sind. Wir sind aus einer Zeit gekommen mit einem sehr starken Wertesystem, da ging es darum, sie infrage zu stellen. Jetzt ist eher ein wichtiger Teil, Werte zu finden, denn die humanistischen Werte haben mich trotz aller Probleme an der Schule mein ganzes Leben lang begleitet.“

– „Ein Wort noch: durchhalten.“

Dr. Claus Friedrich im „Polyphem“, 1961: *Der ideale Schüler* (Latein- und Altgriechischlehrer der 13b in den letzten drei Jahren)

„Der ideale Schüler“ – das ist gewiß eine Attraktion. Vielleicht herrscht über ihn selbst bei jenen, die ihn fordern, keine Klarheit? Vielleicht ist es ein echtes Bedürfnis der Schülerschaft, endlich einmal zu erfahren, wie die Autoritäten sie haben wollen? Es liegt auf der Hand, daß hier keine umfassende Charakteristik des idealen Schülers gegeben wird. Doch läßt sich vielleicht gerade in der Beschränkung etwas Wesentliches herausstellen, was eines Gedankens und des Bedenkens wert ist. Ich möchte daher von der Unterstufe absehen, wo der gehorsame

Schüler der Ideale ist und derjenige, der bereit ist, sich den auf ihn ausgeübten Zwang (besonders vom Geistigen her) zu unterwerfen und die Freuden des Kindesalters ihm Stück für Stück im Vertrauen darauf, daß ihn dieser Zwang zu einem angemessenen Ziele führt, aufzuopfern. Zum anderen sei hier betont, daß jedes Ideal subjektiv ist, und ich hier somit nur von mir aus und für mich spreche.

Im Laufe der Schulzeit sollte ein Punkt kommen, an dem der Schüler die Sache der Schule zu der seinen macht, so daß er begründen kann, weswegen er zu uns Lehrenden kommt, und an dem er bereit ist, uns das, was wir zu sagen haben, abzunehmen: wenn er dagegen ist, um seine Kritikfähigkeit zu schulen, wenn er dafür ist, um es als persönliches Bildungsgut zu bewahren, und wenn es ihm verschlossen bleibt, um sich darum zu bemühen. Wir haben Verständnis dafür, wenn dieser Punkt in der neunten Klasse noch nicht erreicht ist, aber wir erwarten, daß derjenige, der ihn in der elften nicht erreicht hat, sich von uns ehrlich lossagt; denn er erschwert uns das Lehren und seinen Kameraden das Lernen.

Zweitens: Wir erwarten von dem idealen Schüler (der also den obengenannten Punkt in unserem Sinne überschritten hat), daß er uns zugibt, daß wir aufgrund unseres Alters erfahrener sind und die Zucht einer fachlichen Ausbildung durchlaufen haben. Unsere Urteile können also nicht mit einer Handbewegung abgetan oder durch eine unsachliche Polemik entwertet werden. Wir erwarten, daß der ideale Schüler ein ehrliches Bemühen mitbringt, Strittiges zu ergründen, aber den Bogen, von dem aus er seinen Anspruch durchzusetzen gedenkt, auf seine Tragfähigkeit hin prüft, ebenso wie wir freimütig zugestehen werden, daß auf einem Gebiet der Schüler kraft fachlicher Schulung (sie kann durch ein Hobby erworben oder in einem Schulfach vermittelt sein) sicherer zu urteilen im Stande ist, sollte jener Erfahrung und Ausbildung des Lehrers in der Auseinandersetzung achten. So will es später auch das Leben (da steht an Stelle des Lehrers der Nächste).

Die dritte Seite des idealen Schülers, die ich hier erörtern möchte, betrifft die Bereitschaft, für alles ehrlich einzustehen, was man gesagt und getan hat, sich für sein Verhalten verantwortlich zu halten und nicht unter dem Schutze der Masse anonym zu opponieren. Jede Handlung wider die Ordnung verliert an Schärfe, wenn ihr Träger sich einfindet und – falls er selbst betroffen ist – seine Betroffenheit kundtut (und die Schärfe sollte prinzipiell aus dem Wege geräumt werden – jedenfalls bei der Altersstufe, die hier zur Sprache steht).. Fühlt er sich nicht betroffen, also im Recht gegen die Ordnung, trete er hin und nehme es auf sich, seinen Anspruch der Ordnung entgegen zustellen, aber auch zurückzutreten, falls er ohne weitere Unterstützung bleibt.

Vielleicht ist es inzwischen dem geneigten Leser offenbar geworden, daß die genannten Punkte recht verwandt miteinander sind. In Verbindung mit ihnen taucht jedesmal das Wort „Ehrlich“ auf. Die Ehrlichkeit scheint mir tatsächlich derjenige Grund zu sein, auf dem unsere und der Schüler Arbeit mühelos und sinnvoll ist; es scheint mir diejenige Haltung zu sein, aus der von selbst alle günstigen Faktoren für das gemeinschaftliche Mühen um Bildung erwachsen: Das Vertrauen, die Fröhlichkeit, die Achtung und schließlich und endlich die Leistung. Es ist auch diejenige Haltung, die einmal das Leben meistert und seine scheinbaren Probleme dort angreift, wo sie zu lösen sind.

Interview mit Claudia Affeldt-Lefèbre

Frau Affeldt-Lefèbre, woran erinnern Sie sich, wenn Sie ans Gymnasium Steglitz denken?

Ich erinnere mich total gerne an die Klassenreisen, besonders die Romreise mit unserem Dr. Friedrich, der war ein bisschen skurril, aber er hat das super vorbereitet. Wir wurden durch sämtliche Altertümer geschleift, die Jungs haben abends ein bisschen viel getrunken und unser Lehrer ist mit einer grünen Turnhose durch den Flur patrouilliert. Er war einer der positiven Lehrer für mich; ein Typ, der streng tat, aber eigentlich sehr menschlich war. Mich hat er mal gerettet: Ich wäre vor der dreizehnten Klasse fast sitzen geblieben, und dann hat er dafür gesorgt, dass er noch eine Griechischarbeit geschrieben hat, und auch den Mathelehrer überredet, eine zusätzliche Mathearbeit zu schreiben, die ich dann jeweils bestanden habe, so dass ich nicht sitzen geblieben bin. Er kam auch mal zu einem Klassentreffen, bis er verstarb. Beim 20. oder 30. Jubiläum war er aber noch dabei, nebst anderen.

Wie kamen Sie auf die Schule?

Entschieden haben das meine Eltern, ich hatte aber gute Noten in der Grundschule. Im Steglitzer Gymnasium musste man sich persönlich beim Direktor vorstellen. Knallhart. Furchtbar. War einschüchternd damals.

Sie haben eine enorme Reduzierung der Schülerzahl in Ihrer Klasse erlebt. Woran lag das?

Es gab sehr verschiedene Gründe. Ich glaube, dass einige in dem ersten Schuljahr vielleicht aus Leistungsgründen aufgegeben haben, nach der Probezeit. Es gab aus der Stadt Weggezogene, ein Mädchen kam ins Internat. In der Zwölften sind einige aufs Arndt-Gymnasium gewechselt, ich durfte nicht. Das „Stegicum“, wie wir abgekürzt immer gesagt haben, war sehr schwer, und die Aussage von meinen Freunden war: „Ich muss gar nichts mehr machen und behalte die gleichen Noten.“ Aber die Kontakte blieben eng, da wir uns ja seit dem zehnten Lebensjahr kannten, und Freundinnen, von denen ich dachte, sie hätten Abitur mit uns gemacht, haben das gar nicht. Manche sind auch einfach in der Versenkung verschwunden, ganz am Anfang eher aus Leistungsgründen. Wir waren 35, als wir gestartet sind; am Ende waren wir 20.

Wie, würden Sie sagen, hat die Schule Sie Ihr Leben lang geprägt?

Ich habe wirklich gelernt zu denken, auch in Nichtpflichtveranstaltungen wie der Philosophie-AG; da habe ich die Psychoanalyse kennengelernt, wir haben nämlich Freud gelesen. Ich wollte dann Psychologie studieren – und bin Psychotherapeutin geworden. Und eben: strukturiert denken, sich etwas erarbeiten... Merken kann ich mir nicht alles, aber ich schaffe es immer noch, mich in neue Sachen einzuarbeiten, bis heute. Ich glaube, das ist schon Ergebnis dessen, was wir gelernt haben.

Interview mit Andreas Koch

Herr Koch, wie haben Sie Ihre Schulzeit verbracht?

Im Klassenverband hatten wir bis zum Abitur sechs Stunden, acht Stunden mit Arbeitsgemeinschaften, Schule sowie am Anfang auch samstags vier Stunden. Die gesamte Zeit nach circa zwei Uhr mittags stand mehr oder weniger frei zur sinnvollen Verfügung. Meine sinnvolle Verfügung war u. a. beim Rias-Jugendfunk mitzuspielen, bei Kempinski samstags, sonntags und zu allen Ferien und Feiertagen als Hotelportiersassistent zu arbeiten, bei Umzügen mitzuhelfen, auch in der Schule bei der Einrichtung des Fachtrakts, unter anderem des Erdkunde-Kartenzimmers, zu helfen und außerdem noch wie ein Irrer mit dem Fahrrad durch die Nachbarschaft zu fahren. Das ging damals.

Das war allerdings schon recht ambitioniert, oder?

Ich frage mich in der Tat manchmal, wo ich die ganze Zeit hergenommen habe. Mein Vater sagte, als ich mit dem Abiturzeugnis 2,1 oder so nachhause kam, dass das nun das beste Ergebnis mit dem geringstmöglichen Aufwand gewesen sei. Denn aufs Abitur habe ich mich vorbereitet, indem ich z.B. ursprünglich für Wochen und Wochen jeden Tag eine halbe Seite lateinischen Wortschatz lernen wollte, und als dann der erste Lerntag kam, hab ich gesagt: „Ach ne, wir machen das in der halben Zeit, aber dafür jeden Tag eine ganze Seite.“ Nach weiteren „Verdopplungsaktionen“ habe ich dann eine Woche vor dem Abi tatsächlich angefangen, wie ein Irrer zu büffeln. Grundsätzlich aber hatten wir weniger Pflicht und mehr einteilbare Zeit als heutzutage, besonders im Vergleich zur „deformierten Oberstufe“, wo bei meinem jüngeren Bruder auf einmal Löcher im Stundenplan auftauchten.

Wie sah es mit Hausaufgaben aus?

Wir haben natürlich Schularbeiten, wie wir sie damals nannten, bekommen, vermutlich sogar mehr, mit den heutigen Möglichkeiten des Fachtrakts, und zum Ende hin auch Dinge, die sich auf tatsächliches Lernen bezogen. Unser Griechisch- und Lateinlehrer fragte uns dann in den letzten Wochen vor den Abschlussprüfungen buchstäblich jeden Tag in kurzen Tests die halbe oder ganze Seite Wortschatz, die wir zu lernen hatten, ab. Doch die Zensuren für diese Tests hatten nur geringen Einfluss auf die gesamte mündliche Note.

Spielte der Begriff „Humanismus“ in Ihrer Schulzeit eine Rolle?

Kurz gesagt, nein. Laut meinen deutschsprachigen Lebensläufen bin ich immer auf ein altsprachliches Gymnasium und nie auf ein humanistisches Gymnasium gegangen. Ich glaube schon, dass unser Unterricht die Definition „humanistisch“ verdient hat, aber ich kann mich nicht erinnern, dass irgendein Lehrer uns tatsächlich mal die Definition von Humanismus erklärt hätte.

Was prägt Sie noch heute?

Über das Lernen der streng strukturierten Sprachen Latein und Griechisch, die selbst mein mathematisch-logisch-analytisches Denken positiv beeinflusst haben, hinaus vor allem meine freiwilligen Arbeiten in der Lehrmittelsammlungsverwaltung. Bei meinen sechs Hotelöffnungen in meinem Berufsleben haben sie mir sehr geholfen – die Grundkenntnis im Projektmanagement kam vom Kartenzimmer.

Interview mit Justus von Widekind

Herr von Widekind, was haben Sie als besonders prägend aus Ihrer Schulzeit in Erinnerung?

Die Ruderriege. Ich habe verschiedene Sportarten gemacht, Handball, Basketball, Tennis (im Verein), und mit 13 oder 14, als ich Rudern angefangen habe, festgestellt, dass ich da am erfolgreichsten war. Dann habe ich mich darauf konzentriert; am Ende haben wir sechs Mal in der Woche trainiert, sehr intensiv, und sogar einmal „Jugend trainiert“ gewonnen, eine Art deutsche Schülermeisterschaft, im Doppelvierer mit Steueremann; das war 1970, glaube ich. In der dreizehnten Klasse hatten wir uns noch einmal qualifiziert, aber ich war krank geworden und das Einzige, was ich noch machen konnte, war der Streckensprecher von der 500-Meter-Marke, das hatte ich mir dann ausgedungen, um wenigstens auf diese Weise dabei zu sein. Man hat viel Zeit reingesteckt, und es hat mich davon abgehalten, die ganzen Saufereien mitzumachen.

Wie war damals das Bild von Latein und Altgriechisch?

Also in der Klasse gemischt, aber ich war auf der positiven Seite, einfach weil ich ein großer Fan von Dr. Friedrich war. Ich habe die Sprachen eher als intellektuelle Herausforderung wahrgenommen, auch wenn ich der Meinung war, man hätte nach sechs Jahren Latein damit Schluss machen können, da die letzten drei Jahre keinen Mehrwert gebracht haben. Griechisch hätte man stattdessen sogar noch ausbauen können, einfach weil es philosophische Dimensionen hatte, die es in Latein weniger gab. Für mich war die Parallele immer, dass es einmal die Sprache der Macht und die Sprache der Philosophie und der Künste gab, so wie heute vielleicht Englisch und Französisch. Latein war einfacher, darin war ich auch besser, Griechisch war komplexer. Im Abitur hatte ich in Latein dann eine 1, in Altgriechisch eine 2.

Gab es damals schon die Antikenfahrt?

Bei uns wurde etwas Neues ausprobiert: Bis zum Jahr vor uns gab es Romfahrten als Abschlussfahrten, bis Dr. Friedrich die pädagogisch wertvolle Idee hatte, dass man früher fahren sollte, um die Stätten, zu denen man dann später die Texte liest, schon mal gesehen zu haben. Das Problem war bloß, dass wir in der 11. sozial doch sehr unreif waren und die Saufereien fortgesetzt wurden und er daher große Probleme hatte, seinen Sack Flöhe zusammenzuhalten. Am Ende haben wir ihm seine pädagogische Idee gründlich ausgetrieben, mir hat das sehr leidgetan.

Wie war der Umgang unter Schülern?

Ich fand das Klima in der Klasse eigentlich ganz in Ordnung, nicht zu streng, aber auch nicht flockig über Tisch und Bänke. Das Einzige, was mir etwas herdenmäßig vorkam, war, dass man in der fünften Klasse auf dem Hof anstehen musste und als Letztes zu den Klassenräumen geführt wurde, damit man nicht von den Großen zertrampelt wurde; das war ziemlich albern.

Hat sich sonst noch etwas verändert?

Vor allem ist die ganze Schulhofmöbilierung anders, wir hatten einen Ascheplatz mit zwei Fußballtoren; es gab montags, zumindest am Anfang, eine Morgenandacht in der Aula; und wir sind mindestens fünfmal umgezogen, für ein Jahr waren wir sogar im Karl-Fischer-Zimmer. Das hatte den Vorteil, dass man in einer bestimmten Ecke außerhalb des Blickfeldes des Lehrers sein konnte, was es in anderen Räumen nicht gab und besonders heute nicht.

Was haben Sie letztlich mitgenommen?

Heute würde man sagen, ich habe *critical thinking* gelernt, den Umgang mit Quellen, auch wenn das heute ganz andere Ausmaße hat. Damals ist man ja noch in die Bibliothek gegangen. Auch die Basis für Portugiesisch, Spanisch, Italienisch und Französisch, wo es für die Zeitung und die Abendnachrichten reicht. Und die Siebziger-Jahre, Studentendemos – da passierte draußen etwas, was bis in die Schule geschwappt ist.

Text und Interviews: Jakob Alisch, Franka Becherer.